

Nr. 256. Bromberg, den 6. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.
Von Barbra Ring.

2. Fortsetzung.

„Ja, das kann man kurz nennen — wenn auch nicht gerade bündig, Onkel. Als Gesuch betrachtet, ist dies ein Unikum. Die Schrift deutet nicht gerade auf vieljährige Praxis in der Richtung. Mehr eine große Kinderhand. Klar und reell übrigens. Die solltet Ihr nehmen."

„Einverstanden", sagte der Amtmann. „Das ist ein Mädel, das sich mit lobenswerter Kürze auszudrücken versteht, ohne Krimskrams und Schnörkelei. Möcht wissen, welcher Oberst — wie hieß sie, Wilhelm?"

„Petra Samsing Felber."

„Paß mal auf, Letta, das ist die Enkelin von Oberst Samsing, den wir damals im Seebad trafen. Netter angenehmer Mann. Vor zwei Jahren starb er, wenn ich mich recht erinnere. Ja ja, da wüßte man doch wenigstens, daß sie von braven Leuten abstammt. Aber kann Oberst Samsing schon eine so alte Enkelin haben?"

„Na, so sehr alt scheint diese Dame ja nicht zu sein", lachte Wilhelm. „Aber ich finde wirklich, Ihr solltet sie nehmen. Originell ist sie auf alle Fälle."

Tante Letta stand von ihrem Stuhl auf und zitterte an beiden Händen vor lauter Eifer.

„Ich bitte dich, Tuesen. Bedenke, daß die Person auch für mich als Stütze da sein soll; jedenfalls muß sie den Haushalt allein besorgen können, wenn ich nicht wohl bin. Was ist denn das für ein Gesuch? Da steht ja nicht eine Silbe von dem, was sie kann. Und nicht ein einziges Attest."

„Nicht, Letta?" Die Stimme des Amtsmannes war kampflustig, soweit sich das machen ließ. „Da stehen doch alle Dinge, um die wir gebeten haben. Sie hat vieljährige Praxis, kann also kein Wickelkind mehr sein. Da steht weiter: guter Humor und gute Familie. Mehr haben wir ja nicht verlangt. Das Mädel gefällt mir, und ich denke, wir nehmen sie. Übrigens ist sie ja hauptsächlich für mich da. Wilhelm, nimm Feder und Tinte und schreib, sie soll man kommen. Je eher je lieber. Der Lohn —"

„Nein, Tuesen, damit wollen wir aber doch wenigstens warten, bis wir sehen, was sie taugt. Es ist ja der reinste Wahnsinn. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld", sagte die Amtmännin beleidigt.

„Also Lohn nach näherer Vereinbarung, Wilhelm. Die Hauptsache ist, daß sie sofort kommt. Kann man denn anders als krank werden, wenn man diesen Schmierfink, die Hovelsen, ewig um sich herumhumpeln hat? Nein, Frauenzimmer sollten nicht alt werden, mein lieber Wilhelm."

Frau Letta schmiß demonstrativ ihr Strickzeug hin und ging aus dem Zimmer. Die Tür wurde etwas energischer als sonst geschlossen.

„Pech, Onkel", sagte Wilhelm und schüttelte den Kopf. „Ja ja. Wer zum Teufel denkt denn auch daran", der Amtmann mußte selber lächeln. Aber es war nur ein bleiches Gespenst von einem Lächeln, das sofort wieder verschwand. Und einen Augenblick danach stach der Stock auf den elektrischen Knopf und bimmelte andauernd, bis Hovelsens Humpelschritt im Eßzimmer klang.

„Bitten Sie die Frau Amtmann zu mir, Hovelsen", und wie um Entschuldigung bittend zu Wilhelm: „Wollte sie nicht kränken, mein Junge, sieh mal, sie meint's doch bloß gut, die Alte, aber Humor — nein, nicht für'n Pfifferling."

Hovelsen taperte hinaus, kam aber zurück mit dem Bescheid, die Frau Amtmann sei beschäftigt, käme erst später.

Onkel Tuesen sah seinen Neffen an, der am Schreibtisch saß.

„Siehst du woll, Junge, jetzt haben wir die Pastete den lieben langen Tag. Bloß weil man nicht auf sein Maul passen kann, so alt man ist. Schon gehen? Ach was, dummes Zeug! Die werden sich auch ohne dich was zurechtflunkern in den Zeitungen; die Lumpenblätter. Das Schlimmste ist, daß man sich so an das Zeugs gewöhnt hat, kann nicht mehr leben ohne sie, soviel Unheil sie auch anrichten. Mußt du? Na ja, dann komm bald wieder, mein Junge. Vergiß nicht die Antwort an das Mädchen aus guter Familie."

Und, müde von dem vielen Sprechen, fiel der Amtmann im Stuhl zurück und schloß die Augen. — — —

„Haben Sie schon eine?"

Hovelsen fragte eifrig und voll Interesse; sie lauerte Wilhelm draußen auf.

„Freilich, nun können Sie die Liberty Bell läuten, sobald Sie wollen, Hovelsen, denn jetzt kommt hier ein Wesen an, das sicher noch nie dagewesen ist. Trotzdem, weiß der Himmel, schon eine ganz nette Menagerie hier gewesen ist."

Wilhelm Weyer steckte sich eine Zigarette an und ging mit langen eiligen Schritten durch den Schloßgarten und den in der Brathitze schmorenden Karljohann hinunter. Am Grandhotel warf er den Brief in den Kasten.

„Und darüber wird das harmlose Wesen wahrscheinlich glückselig sein", lachte er in sich hinein. „Unschuldsvoller Engel, du ahnst nicht, was für eine leichte und angenehme Stelle du kriegst."

Er bog in die Grenzstraße ein, während er im Kopf bereits einen Artikel über unmoralische Literatur und bildende Kunst zurechtformte. Es sollte ein Standardartikel werden und mit Glut und Indignation geschrieben werden vom Standpunkt des Chefredakteurs aus.

Wilhelm Weyer lief in drei Schritten die Treppe hinauf. Auf seinem Pult lag ein Zettel: „Interviewen Sie sofort den Kultusminister und Pastor Kühne über die Sache."

„Deixel, um mit Onkel zu reden", sagte Wilhelm Weyer, setzte den Hut wieder auf und ging mit der unmoralischen Literatur und der bildenden Kunst die Treppe hinunter.

*

Ein niedriger grauer Himmel hing über dem Pfarrhof und versprach mehr Regen.

Frühmorgens hatte es ein bißchen auf die Blätter geprasselt und auf den Staub der Landstraße getröpfelt, aber nicht genug, um ihn zu binden.

Eine Staubwolke stob hinter dem Korbwägelchen her, das die Chaussee entlang ratterte. Und mitten in der Staubwolke stand die alte Maren und winkte mit einer roten knorrigen Hand — die andere war beschäftigt, mit dem druckkattunenen Schürzenzipfel was wegzuwischen, was man seit vielen Jahren nicht auf den Backen der alten Maren gesehen hatte.

Im Wagen war ein kleines braunes zusammengebissenes Gesichtchen dem Pfarrhause zugewandt. Die ganze Zeit. Sagte der Pastor oder Finn etwas, nickte das Gesichtchen nur — auf die Stimme war kein Verlaß.

Finn war eigentlich der einzige, der schwatzte. Hermann und Ulf hatten selber mit ebenso starren Gesichtern und mit Klumpen in den Kehlen gesessen, damals, als sie zum erstenmal von Hause fuhren; sie wußten, daß es gut tat, nicht antworten zu brauchen.

Und der Pastor saß mit seinen eigenen Gedanken.

Es hatte einen harten Kampf gesetzt zwischen Vater und Tochter, als der Brief ankam, daß sie angenommen sei. Und der junge Wille, der so sicher an sein gutes Recht glaubte, hatte gesiegt. Er hatte überdies einen unerwarteten Alliierten bekommen in Bruder Hermann, der meinte, es würde Petra recht gut tun, „Bildung und Platitüde“ zu lernen. das sagte er dem Pastor.

Der Pastor konnte allerdings durchaus nicht begreifen, warum sein Feldmäuschen anders werden sollte als sie war, aber er beugte sich dem Argument, daß einem jungen Mädchen Veränderung not täte.

Sie näherten sich dem Bahnhof. Noch immer saß Petra mit verrenktem Kopf und starrte zurück, ohne ein Wort zu sagen. Der Zug kam um den Berg herumgebullert, gerade als der Korbwagen hielt. Der Koffer war schon mit dem Milchwagen expediert, und ehe Petra sich's versah, saß sie in einem leeren Abteil dritter Klasse mit Marens Tortenschachtel und dem feinen Handkoffer, den sie von Tante und Onkel zur Konfirmation gekriegt hatte.

Von draußen reckten sich vier Hände nach ihr hoch, um einen letzten Druck zu bekommen.

„Gott behüte und beschütze dich und erhalte dich, so wie du bist, mein Kind“, sagte der Pastor mit viel Feierlichkeit und wackliger Stimme.

„Wird er schon“, beruhigte Petra.

„In vierzehn Tagen kommen wir nach“, sagte Hermann. „Halt dich tapfer und nimm dir gleich 'ne Droschke und fahre direkt hin.“

„Adieu, adieu.“ Ein Ruck. Der Zug glitt — langsam schneller fahrend hinaus.

„Grüßt Maren und alle andern“, sagte Petra aus dem Fenster hinaus. Aber keiner hörte es, denn die Stimme hatte gar keinen Klang.

Sie nahm ihren Hut ab und steckte den Kopf aus dem Fenster und blickte starr zurück. Sah den Bahnhof, die Wegbiegung, die Gehöfte, die Hütten. Ganz hinten sah sie das Dach von Helle und die Kirchturmspitze. Dahinter lag das Pfarrhaus.

Dabei hüpften ihr fortwährend große, blanke Perlen über die braunen Backen. An der samtweichen flaumigen Haut hatten sie keinen Halt.

Als auf der nächsten Station ein altes Weibchen mit Körben und ein junger Herr einstiegen, sahen sie nur ein dunkelblaues Häufchen zusammengekauert in einer Ecke hocken.

Petra schlief.

Es fing an zu regnen. Erst in kleinen, fast unsichtbaren Sträßchen am Abteilfenster hinab; dann sammelten sie sich zu breiteren Streifen. Zuletzt platzte es schräg und hart gegen die Scheiben, und oben gegen die Decke prasselte es wie Kieselsteine, wenn der Zug hielt.

Aber Petra schlief.

Sie wachte auf, als eine helle Stimme sagte: „Hamar, Fräulein. Hier müssen Sie entweder raus, oder umsteigen.“

Petra sprang hoch und griff nach ihrem Hut. Sie starrte einen Augenblick verständnislos in ein Paar lustige dunkelbraune Augen.

„Danke. Natürlich, hier muß man ja umsteigen. Und essen.“

„Na, dann aber rasch, Fräulein. Warten Sie, ich trage Ihre Tasche.“

Im Galopp ging es hinüber in den andern Zug, wo ein paar Plätze belegt wurden. Dann in den Speisesaal.

Petra aß, ohne sich zu übereilen, aber auch ohne eine einzige Schüssel zu verschonen, — genau in der Reihenfolge, wie sie gerade am bequemsten standen. Sie aß ohne Aufenthalt, bis die Glocke läutete.

„Das nennt man aber einen unverdorbenen Appetit, Fräulein“, sagte der mit den blauen Augen und lachte.

„Ja, soviel gute Sachen kriegt man auch sonst nicht auf einmal“, antwortete Petra ruhig.

Im Abteil saßen nur zwei Marktweiber und schwatzten von Beerenpreisen.

Petra saß am Fenster und sah auf den Bahnsteig hinaus, wo Leute zwischen den Zügen hin und her eilten. Plötzlich fuhr ihr Kopf aus dem Fenster: „Sie da, Sie Dicker mit den grauen Hosen, Sie haben was verloren.“

Ein Handlungsreisender mit hellgrauem Elefantenhinterteil und zwei Hautwürsten über dem Kragen im Nacken wandte sich um und nahm den Brief auf. Sehr dankbar sah er gerade nicht auf Petras Fenster. Um so mehr aber die andern, die drum herumstanden.

Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne war wieder da und stach durch die Scheiben.

„Jetzt wird ja das Wetter wieder wunderschön, Fräulein“, sagte ihr Reisegefährte.

„Ja, 's ist 'ne Schande“, sagte Petra, „aber der liebe Gott wird wohl was damit im Sinn haben, wie Maren sagt.“

„Hm, der liebe Gott. Sie mögen also keinen Sonnenschein? Aber ich.“

Und er steckte eine kecke sommersprossige Himmelfahrtsnase und ein keimendes Bärtchen an die Fensterscheibe.

Petra betrachtete ihn inquisitorisch.

„Sie wollen wohl Pastor werden, was? Sein können Sie noch keiner, dazu sehen Sie zu grün aus.“

„Pastor? Ich? Nein, nicht so ganz. Aber so'n bißchen um die Ecke rum stimmt's schon. Ich bin nämlich Pastorssohn und studiosus medicinae. Gestatten, Borting.“

Er erhob sich halb und machte eine Verbeugung.

„Ich heiße Petra Felber, aber eigentlich nennen sie mich Feldmaus.“

Er nahm ihre Hand, sah sie an und lachte.

„Verzeihen Sie, so was Braunes hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Also Feldmaus heißen Sie? Ein drolliger Name. Aber warum dachten Sie denn, ich sollte Pastor werden?“

„Weil Sie so dumm vom Wetter reden. Pastoren sehen nämlich nie, was Korn und Kinder und all so was nötig haben — ob Regen oder Sonne meine ich. Die wissen bloß, was alle Menschen auf einmal — die ganze Welt meine ich — brauchen. Pastoren lesen eben viel zu viel in Büchern“, seufzte Petra.

„Was für ein fürchterlicher Pastor hat Ihnen denn so schlimme Erfahrungen beigebracht, Fräulein?“ fragte er und lachte in einem fort.

„Fürchterlicher Pastor?“

Petra reckte sich ordentlich in die Höhe vor lauter Indignation und guckte ihn mit zwei großen Augen an.

„Vater ist kein fürchterlicher Pastor. Er ist der beste, tüchtigste und liebevollste Pastor, den's gibt. Aber eben, weil er so entsetzlich viel gelesen hat — immer die halben Nächte durch — ist er ja — kann er jetzt nicht mehr sehen“, verbesserte sie sich mit leiser Stimme. Und dabei fuhr das Näschen gegen die Scheibe und die Augen blinzelten und in der Kehle saß ganz was Dickes.

„Verzeihung.“

Die Stimmung war so weich dabei.

„Ach, schad't nix.“

Petras Gesicht fuhr wieder herum, und sie lachte schon wieder ein bißchen verlegen mit blanken Augen.

„Meistens vergesse ich es ja. Aber wenn ich mal dran denken muß, ist es mir immer so gräßlich.“

Die Pause war recht lang.

Er hätte so gern was gesagt, was sie wieder zum Lachen bringen könnte, aber ihm fiel nichts ein. Alles war so plump. Er saß da und sah von der Seite ihr Profil an. Zuletzt mußte er lachen. Es war so unglaublich häßlich. Petra hatte die Nase ganz flachgequetscht an der Scheibe. Plötzlich fuhr sie herum, das ganze Gesichtchen ein einziges großes Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die versteinerte Schuhsohle von Nevada.

Ist das „Paradies" die Verbildlichung einer untergegangenen hohen Kultur? — Eine Sandale, die vielleicht fünf Millionen Jahre zählt.

Von **Howard F. Gibson**-St. Louis.

Zufällige Entdeckungen haben der Wissenschaft in Hunderten von Fällen zu größeren Fortschritten verholfen als manche mühsame jahrelange Forschung. Sollten wir auch bei der versteinerten Schuhsohle von Nevada wieder vor einem solchen Fall stehen? Oder sind hier durchaus ernst zu nehmende Forscher einer geschickten Mystifikation zum Opfer gefallen?

Hier die Tatsachen: Kürzlich fand ein amerikanischer Geologe, der in den Bergen Nevadas Fossilien suchte, einen Kalkstein mit dem Eindruck einer menschlichen Fußsohle. Ein Laie wäre vielleicht achtlos darüber hinweg gegangen oder hätte höchstens gedacht: Irgend ein Indianer hat vor langen Jahren einmal seine Spur hier hinterlassen. Würde er bei Karl May in die Lehre gegangen sein, so wäre ihm eine derartige Ungeschicklichkeit nie unterlaufen.

Unser Geologe aber blieb verdutzt stehen. Er war zwar kein Fährtenleser wie der selige „Old Shatterhand", aber dieser Fußabdruck brachte ihn geradezu aus dem Gleichgewicht. Denn er sagte seinem gesunden Menschenverstand nicht weniger als: Fünf Millionen Jahre sind vergangen, seitdem der Kalkschlamm, aus dem dieser Stein besteht, erstarrte. Also muß der Mensch, der diesen Sohlenabdruck hinterließ, vor mehr als fünf Millionen Jahren gelebt haben.

Diese Erkenntnis war für den Geologen noch mehr als verblüffend. Damit fiel ja die Theorie vom Pekingmenschen als dem ältesten Vorfahren unseres Geschlechts in sich zusammen, da die Wissenschaft diesem nur ein Alter von einer Million Jahren zugestand. Die Entdeckung hier mußte von epochemachender Bedeutung werden.

Das waren wohl die Gedanken, die das Hirn des amerikanischen Geologen durchkreuzten, als er den geheimnisvollen Kalkstein fand. Nun hob er ihn auf und betrachtete den Abdruck näher. Seine Verblüffung wuchs. Wenn hier überhaupt noch von Verblüffung die Rede sein kann. Denn es war nicht der Abdruck allein, den der Kalkschlamm vor Jahrmillionen zurückbehalten hatte, sondern — eine Ledersohle, die versteinerte Ledersohle einer Sandale! Zwar fehlte die Sohlenspitze, aber Mitte und rückwärtiger Teil waren deutlich erkennbar. Der Größe nach mochte sie einem zehnjährigen Jungen angehört haben.

Dann entdeckte der Geologe noch etwas an seinem Fund: Die Sohlenränder waren genäht. Hunderte von regelmäßigen Stichen säumten die ganze Sohle, und diese war so sauber abgeschnitten, als habe die Hand eines Meisters ein scharfes Messer geführt. Daß die Sandale, zu der die Sohle einst gehört hatte, auch häufig getragen worden war, bewies ihre Abnutzung an der Stelle, wo die Ferse geruht haben mußte. Wenn nicht alle Anzeichen trogen, so hatte vor mehr als fünf Millionen Jahren hier in Nevada ein der Wissenschaft noch vollkommen unbekannter Menschentyp gelebt, der kulturell nicht niedriger stehen konnte als die Indianer des Westens vor tausend oder zweitausend Jahren. Vor fünf Millionen Jahren schon Menschen auf hoher Kulturstufe, während doch der Neanderthaler, der vor nur 50 000 Jahren lebte, nicht viel besser gewesen war als ein Tier!

Die Entdeckung warf alle bisherigen Plän des Geologen über den Haufen. Er legte den Stein namhaften Gelehrten zur Untersuchung vor. Die einen meinten: „Es kann sich gar nicht um Menschenwerk handeln, so verblüffend ähnlich der Fund auch einer Sandalensohle sieht, denn die ganze Anthropologie würde in ihren Grundfesten erschüttert werden. Die Natur hat uns hier einen Streich gespielt, und durch irgend einen Zufall ist ein Sohlenabdruck täuschend ähnlich nachgeahmt worden."

Mikroskopische Photographien des Fundes bewiesen die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Sie zeigten klar und deutlich, daß an den Sohlenrändern bei verschiedenen Stichen noch Teile des zerrissenen Fadens der Nähte erhalten waren, während dieser sonst fehlte. Hier konnte man sogar noch eine kleine Nachlässigkeit des Anfertigers entdecken: Durch einen Stich war der Faden zweimal gezogen worden. An anderen Stellen, wo der Faden selbst nicht mehr vorhanden war, hatte er im damals weichen Kalk seinen Eindruck längs der Sohlenränder hinterlassen, als das Oberleder der Sandale abplatzte.

Aufnahmen und Fund wurden nun einer Reihe von Sachverständigen aus der modernen Schuhindustrie und zünftigen Schustern selbst vorgelegt. Alle waren sich darüber einig, daß es sich nur um eine außerordentlich sorgfältig mit der Hand genähte Sandale handeln konnte. Ihrer Ansicht nach mußte eine ungewöhnlich feine Nadel aus sehr elastischem Material benutzt worden sein, um im verhältnismäßig starken Leder derartig kleine Löcher hinterlassen zu können.

Nun wurde der Fund auch Chemikern zur Untersuchung vorgelegt. Diese konnten einwandfrei nachweisen, daß die Ledersohle einen Versteinerungsprozeß durchgemacht hatte, wie er nur im Trias erfolgt sein konnte. Zudem stellte es sich heraus, daß die anscheinend natürliche Färbung des Leders auf Durchdringung mit Eisensulfid zurückzuführen war, das nicht der Triasformation angehört. In den Stichen und anderen winzigen Vertiefungen der Sohle wurden Quecksilbersulfidkristalle gefunden, die nur durch Auslaugung während des Tertiärs aus größeren Tiefen an die Erdoberfläche gelangt sein konnten. Demnach mußte die Sohle schon im Kalkstein eingebettet gewesen sein, als vulkanische Tätigkeit während des Tertiärs das Zutagetreten der sulfidführenden Wasser bewirkte.

So skeptisch auch die Wissenschaft an die Untersuchung dieses geheimnisvollen Fundes herantrat, so wenig ist es ihr demnach gelungen, die versteinerte Schuhsohle von Nevada als Mystifikation zu erkennen. Da aber auf der anderen Seite wieder die Theorie, daß vor mehreren Millionen Jahren schon hochkultivierte Menschen gelebt haben sollen, geradezu ungeheuerlich erscheint, so enthielten sich die mit der Frage beschäftigten Gelehrten bis jetzt jeder endgültigen Stellungnahme. Man kann es der Wissenschaft nicht verargen, wenn sie für die Behauptung, daß gleichzeitig mit den Dinosauriern schon Menschen auf hoher Kulturstufe gelebt haben sollen, noch andere Beweise fordert als die versteinerte Schuhsohle von Nevada.

Freilich ist diese Behauptung nicht zum ersten Male erst in diesem Zusammenhang aufgestellt worden. Verschiedene Gelehrte sind schon früher dieser Ansicht gewesen. Zu ihnen gehört der Oxforder Professor Soddy, der in einem Aufsatz über „Radioaktivität und Entwicklung der Welt" schreibt: „Manche Sagen, deren Quellen wir nicht kannten, erscheinen uns jetzt im Lichte der Wissenschaft anders. Manche sind so alt wie das menschliche Geschlecht selbst. Warum sollten wir nicht aus ihnen die Bestätigung jener Anschauung schöpfen, wonach ein früheres Menschengeschlecht nicht nur die Kenntnisse besaß, die wir uns nun erworben haben, sondern auch dank des Radiums eine Macht, über die wir noch nicht verfügen? . . . Die Legende vom Sündenfall ist vielleicht alles, was uns aus jener Zeit überliefert werden konnte, bevor die Menschheit aus irgend einem uns unbekannten Grunde der Natur wieder erlag, um ihre langwierige Entwicklung von neuem zu beginnen."

Sollte auch die versteinerte Sandale von Nevada ein Überbleibsel aus einer solchen Epoche hochentwickelter Kultur sein? Es ist zu früh, darauf heute schon die Antwort geben zu wollen.

Spielkarten.

Von Else Franke-München.

Wenn die kalte Jahreszeit kommt und es mit den Wanderungen und Spielen in der freien Natur vorbei ist, dann holen wir des Abends im Kreise guter Bekannter unsere kleinen bunten Freunde, die Spielkarten, wieder aus dem Kasten, damit sie uns helfen, die Zeit in lustiger Weise zu verkürzen. Wir spielen heute vornehmlich Bridge, Skat und Tarok.

Das erste Mal wird ein Kartenspiel in französischen Büchern Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt, nämlich ein von Jaquemin Gringonnier hergestelltes. Aber 1428 predigt schon Thomas Connecte dagegen und verbrennt öffentlich auf einem Scheiterhaufen Karten und Würfel. 1369 verbot Karl V. von Frankreich das Hasardspiel mit Karten. 1387 erließ auch Juan I., König von Kastilien, ein Verbot des öffentlichen Kartenspielens. 1392 gestattete es Karl VII. wieder. 1430 eifert in seinen Predigten der heilige Bernhardin gegen das Kartenspiel, er nennt es „chartellicae seu naibi". Dies naibi erinnert an die Bezeichnung „naipes", welche die Spanier den Karten gaben. Dies Wort scheint hebräischen Ursprungs zu sein und bedeutet etwas Zauberhaftes, Wunderbares, Wahrsagendes.

Das Tarok stammt aus Spanien, und zwar soll der Name von dem eines großen Spielers herrühren, der aus seinen hohen Spielgewinnen Akademie und Kloster Setubal gründete. Ziemlich gleichzeitig, nämlich Anfang des 14. Jahrhunderts, hat sich in Spanien, Frankreich und Deutschland das Kartenspiel eingebürgert, denn in Deutschland erwähnt es zu eben der Zeit ein Dominikaner in seinem Buche „Das gülden Spiel".

Die alte Trappolakarte hatte die Abzeichen coppus = Becher, spade = Schwerter, dennari = Pfennige und bastoni = Stöcke. Diese Abzeichen verkörperten die vier Stände: Geistlichkeit, Adel, Bürger- und Bauernstand. An Stelle des Bechers ist heute das Coeur, an Stelle der Schwerter Pik, an Stelle der Pfennige Karo und an Stelle der Stäbe das Treff getreten. Ein Kartenspiel zeigte das Coeur als Sinnbild der Tapferkeit, Pik und Caro als die der Waffen, Treff als das der Fourage und das As als das des Krieges. In einem anderen Spiele waren die Könige David, Saul, Salomo und Pharao genannt. Man kannte auch ein Spiel Pharao, in dem das Blatt, das den König Pharao darstellte, der höchste Trumpf war. Dann gab es noch ein anderes Kartenspiel mit Karl dem Großen als Coeurkönig, Caesar als Karokönig, Alexander dem Großen als Treffkönig und David als Pikkönig. Karl VII. besaß ein Kartenspiel, in dem die Coeurdame seine Mutter Isabella von Bayern, die Karodame Agnes Sorel, seine Geliebte, die Treffdame Marie von Anjou, seine Gemahlin, und die Pikdame die Jungfrau von Orleans darstellten. Die Buben waren Ogier und Lancelot, zwei Paladine Karls des Großen, sowie La Hire und Hector de Garlandes, zwei seiner Feldherren, genannt.

In Italien scheint man in bezug auf Kartenspiele einen gewissen Luxus getrieben zu haben, denn Decembrio erzählt in seiner Biographie des Herzogs Philipp Maria von Visconti, dieser habe von seinen Kartenspielen am meisten eines geliebt, das aus runden, handgemalten Bildern bestand und für das er 1500 Goldstücke bezahlt hatte. Es stammte von der Hand seines Schreibers Martian von Torlono, und es scheint dasselbe zu sein, das anläßlich der Vermählung des Herzogs mit Beatrice Tenda gemalt wurde, denn es zeigt auf einem Blatte, wie sich der Herzog und seine Braut unter einem von Amor gehaltenen Baldachin die Hände reichen. Dies Spiel wird, wenn auch unvollständig, noch heute in Mailand aufbewahrt.

Wie wurden nun die ersten Karten hergestellt? Anfänglich malte man sie wohl mit der Hand auf Pergament oder auf Stoffe, die auf eine Art Kartonpapier geklebt waren. Meist verfertigten Briefmaler und Maler von Heiligenbildern diese Karten. In Briefen des Aretino finden wir einen Kartenmacher erwähnt, il Padovane, der als angesehener Mann in Florenz lebte. Später kam man darauf, Kartenbilder in Holz zu schneiden und von diesen Modellen ein- und mehrfarbige Abzüge herzustellen. Solche Stempeldrucke wurden im 16. Jahrhundert gewerkmäßig in Deutschland hergestellt. Danach gingen die Kupferstecher an die Herstellung von Kartenspielen, und bald entwarfen auch berühmte Meister solche Kartenblätter. Dann aber wurden die Spielkarten mehr handwerksmäßig angefertigt und infolgedessen gröber in der Zeichnung.

Karten mit Emblemen der Wissenschaft, der Astronomie, mit Bildnissen geschichtlicher Helden wurden in den Handel gebracht. Im 18. Jahrhundert waren auf einigen die Männer der französischen Revolution abgebildet, auf anderen die am Lawschen Aktienschwindel beteiligten Personen, aber all solche Karten fanden nicht dauernden Beifall. Am beliebtesten war und ist noch heute die Schwerterkarte, deren Bilder den alten Kartenblättern am ähnlichsten sind.

So hat sich also die Spielkarte seit Jahrhunderten bei uns fest eingebürgert. Menschen aller Stände und jeden Alters lieben sie. Das Treiben in öffentlichen Spielsälen kann man jedoch kaum als ein Spiel bezeichnen, denn die Menschen, die hier mit glasigen Augen und verkrampften Mienen das Fallen der Kartenblätter verfolgen, sind nicht Spieler, sondern Menschen im abenteuerlichen Kampf mit unheimlichen, unsichtbaren Mächten. Nicht das Spiel ist es, das den Menschen verdirbt, hier verdirbt der Mensch das Spiel und macht aus harmlosem Spiel eine wilde Jagd nach Gewinn oder Ruin. Kartenspielen und Hasardieren sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Dann finden wir noch Karten in stillen Stuben, wo ein einsam lebender, zur Beschaulichkeit neigender Mensch eine Patience legt, oder im Salon der Diseuse und im Kämmerlein der Kartenschlägerin. Das verborgene Schicksal aus den Karten zu lesen, versuchten zuerst die Spanier. Wirkliche Künstler im Kartenlegen aber waren die Zigeuner, die mit dieser Kunst durch die ganze Welt zogen und noch ziehen. Freilich sind es weniger die Karten, die hier sprechen, als die eigene scharfe Beobachtungsgabe und die Kunst des schlauen Kombinierens, die den Zigeunern im hohen Grade zu eigen ist. Die Karten bilden also hier nur ein schwaches Mittel zum Hauptzweck, nämlich des leichten Geldverdienens.



Bunte Chronik



* **„Mein Vater führt die Dampfwalze!"** Ein Vorfall von erschütternder Tragik brachte kürzlich in Bath (England) einem neunjährigen Kinde den Tod. Joan Smart kam mit mehreren Freundinnen aus der Schule, als sie auf der Straße die von ihrem Vater geführte Dampfwalze sah. In kindlichem Stolz wollte sie vor ihren Altersgenossinnen mit der ihr wichtig erscheinenden Stellung ihres Vaters prunken und lief zu seiner Begrüßung auf die Walze zu. Dabei rannte sie gegen einen Laternenpfahl, prallte zurück und fiel auf die Fahrbahn. Ehe der Vater, der erst durch die Entsetzensrufe der Kinder aufmerksam gemacht wurde, das Steuer herumreißen konnte, war die schwere Walze über den Körper des Kindes hinweggegangen.

*

* **Sprechende Autos.** Wie englische Zeitungen berichten, hat ein Ingenieur namens Hill aus Staffordshire eine neue Erfindung gemacht. Es ist ein kleiner Apparat, den er am Auto befestigt. Durch einen eingebauten kleinen Lautsprecher ist es möglich, aus dem Auto heraus auf eine Entfernung von einigen hundert Metern zu sprechen . . . Bei einer Probefahrt wurden Fußgänger, Radfahrer und Polizeiagenten durch eine kräftige Stimme aus dem Lautsprecher aufgeschreckt, die die Leute mahnte, beiseite zu gehen und die weiter angab, welche Richtung das Auto nähme. Das Hupensignal wurde gar nicht benutzt. Der Erfinder glaubt, daß diese Erfindung für die Polizei von großer Bedeutung sein wird. Eine Verfolgung von Verbrechern sei hierdurch viel leichter; auch könne man schon von weitem dem Verkehrsagenten Mitteilung machen, welchen Weg man nehmen will, wodurch erheblich an Zeit gespart werden könnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.